

Markt! Welcher Markt? **Der interdisziplinäre Diskurs um Märkte und Marktwirtschaft**

Liste der Abstracts

Jens Beckert, Max Planck Institut für Gesellschaftsforschung Köln

Imaginierte Zukünfte. Fiktionale Erwartungen und kapitalistische Dynamik

Für die Erklärung der Operation von Märkten stellt die Wirtschaftssoziologie das Problem der Ungewissheit in den Vordergrund. Institutionen, Netzwerke, kognitive Rahmungen und Macht sind Strukturen auf Märkten, mit denen Ungewissheit reduziert werden kann. Zugleich werden durch sie Märkte eingebettet. Eine Kritik an diesem Ansatz ist, dass durch ihn ein zu statisches Verständnis von Märkten zum Ausdruck kommt, das der Dynamik des Kapitalismus nur unzureichend gerecht wird. Es bedarf eines Verständnisses von Innovationen und Veränderungen von Märkten. In meinem Vortrag entwickle ich den Vorschlag, dass hierfür die Rolle von Erwartungen im wirtschaftlichen Handeln in den Vordergrund gerückt werden sollte. Allerdings nicht im Sinne der Theorie rationaler Erwartungen, sondern Erwartungen als Grundlage Handhabung einer offenen und zugleich im Sinne von Frank Knight ungewissen Zukunft. Ich führe den Begriff der „fiktionalen Erwartungen“ ein und zeige, welche Rolle diese für die Dynamik der kapitalistischen Wirtschaft spielen.

Lars Bräutigam: Johannes Kepler Universität Linz, Institut für die Gesamtanalyse der Wirtschaft

Markt, Marktakteure und die Rolle des Staates im Wirtschaftsleben

Rolle des Marktes auf der einen Seite und die des Staates auf der anderen scheinen auf den ersten Blick klar verteilt. Das Marktprinzip dominiert und der Staat sekundiert. Das wird auch von der etablierten Wirtschaftstheorie so gesehen und begrüßt. Mit Blick auf die Finanzmärkte lassen sich dieser Sichtweise jedoch eine Reihe von Sachverhalten gegenüberstellen, die dem Staat eine stärkere Bedeutung nachweisen können. Das Verhalten von Finanzmarktakteuren wiederum ist grundsätzlich von Strategien geprägt, die von der vorherrschenden ökonomischen Lehre kaum berücksichtigt werden. Finanzmarktakteure entsprechen nicht grundsätzlich dem Bild, welches sich für die Ökonomische Theorie ergeben hat. Aus diesem Grund werden einige Hypothesen aufgestellt, die eine objektivere Betrachtung grundlegender Verhaltensdynamiken gestatten.

Karl-Heinz Brodbeck: Hochschule für angewandte Wissenschaften, Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt, Fakultät für Betriebswirtschaft

Der Güterbegriff als Voraussetzung des Marktbegriffs. Das Beispiel immaterieller Güter.

Der inflationär gebrauchte Begriff des Marktes („der Märkte“) ist in der ökonomischen Theorie nur abstrakt bestimmt. Ursprünglich waren Märkte soziale Orte, die durch die gehandelten Güter und die dafür geforderten Preise bestimmt sind. Die wirtschaftswissenschaftliche Erklärung hat dagegen alle historischen und sozialen Elemente aus dem Marktbegriff entfernt und nur einen leeren Güterbegriff und den zugehörigen Preis als kategoriale Grundlage beibehalten. Man kann aber nur von einem realen Markt sprechen, wenn „Güter“ als soziale Formen definiert sind. Und diese Definition ist keineswegs nur eine Frage der ökonomischen Theoriebildung. Das Beispiel immaterieller Güter erlaubt es zu verstehen, inwiefern bereits durch die rechtliche Normierung dessen, was ein „Gut“ ist, gesellschaftliche Interessen und Eigentumsverhältnisse unter dem Schein einer falschen Objektivität reproduziert werden. Diese verdinglichte Objektivierung sozialer Verhältnisse beruht auf dem, was aus dem klassischen und neoklassischen Marktbegriff ausgeklammert ist: Das Geld. Inwiefern die ökonomische Theorie dies bereits in ihrem Güterbegriff als Voraussetzung des Marktbegriffs reproduziert, das gilt es im Vortrag aufzudecken.

Günther Chaloupek: Arbeiterkammer Wien

„Markt“ und „Konkurrenz“ im ökonomischen Denken in Deutschland von der Historischen Schule bis zum Ordoliberalismus

Das Profil der deutschen Historischen Schule der Nationalökonomie ist wesentlich durch den Gegensatz zur englischen Klassik bestimmt. In der Tradition von Adam Smith wurden „Markt“ im Sinne eines Mechanismus

zur Herstellung eines Gleichgewichts (Übereinstimmung) von Angebot und Nachfrage und „Konkurrenz“ (Wettbewerb) im Sinne von freiem individuellem Erwerbsstreben der Marktteilnehmer auf der Angebots- und der Nachfrageseite, das den Marktmechanismus antreibt, als ein der menschlichen Natur entsprechender Normalzustand betrachtet. Hindernisse, die ihm entgegenstehen, sind zu beseitigen, danach können Abweichungen als Ausnahmen wohl vorkommen, sind aber ohne größere Bedeutung. Für die deutsche Historische Schule der Nationalökonomie war die ungehemmte „freie“ Konkurrenz kein „naturgegebenes“ Element einer abstrakt gesehenen Wirtschaft.

In ihren wirtschaftshistorischen Arbeiten wollte die Historische Schule vor allem am Beispiel der mittelalterlichen Stadtwirtschaft die Möglichkeit unterschiedlicher Wirtschaftssysteme mit unterschiedlichen Funktionslogiken demonstrieren. Für den industriellen Kapitalismus wollte sie die konkret-historischen Grundlagen dieser Wirtschaftsformen herausarbeiten und letztere damit relativieren. Wirtschaftspolitisch ist heute das Profil der Historischen Schule durch ihr Eintreten für staatliche Sozialpolitik bestimmt (Kathedersozialismus), im Gegensatz zum Liberalismus der „Manchesterpartei“ in England. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich zunächst mit den theoretischen Überlegungen von Autoren der Historischen Schule (Roscher, Schmoller, Sombart) zur freien Konkurrenz, zu ihren historischen Bedingungen sowie ihren positiven und negativen Auswirkungen.

Thematisiert wurden von den Autoren der Historischen Schule insbesondere die Veränderungen der Konkurrenz in den drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg unter der zunehmenden Bedeutung des industriellen Großbetriebs und der Banken. Charakteristisch für das stark von der Historischen Schule geprägte ökonomische Denken in Deutschland ist die positive Bewertung der Ausschaltung von freier Konkurrenz durch die Bildung von Kartellen. Die Autoren der Historischen Schule sahen in der von den staatlichen Institutionen geförderten Kartellierungswelle in den drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg eine neue, höhere Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung zu einer neuen Wirtschaftsordnung, in der von den Unternehmungen geschaffene Institutionen gemeinsam mit dem Staat die Kontrolle über die Wirtschaft ausüben und dadurch den Markt als unbeherrschbarem Mechanismus wieder zurückdrängen, unter Beibehaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln.

Diese neue Wirtschaftsordnung bringt einen neuen Typus von Wirtschaftsführer hervor, nach dem Beispiel Walther Rathenaus, der lange vor dem Weltkrieg ein Idealbild des deutschen Wirtschaftsführers und Konzernleiters als selbstlos der Nation dienendem Funktionär propagierte. Die Interessen der Nation und der Kapitalverwertung sollten durch eine Kooperation der neuen Elite mit der politisch in Preußen dominierenden Aristokratie harmonisiert werden.

Im Zuge der Sozialisierungsdebatte nach dem Ersten Weltkrieg, gefördert auch durch die kurzzeitig einflussreiche Idee des „Gildensozialismus“, gab es Vorschläge, die Konzentration von wirtschaftlicher und politischer Kapitalmacht dadurch zu mildern, dass die Arbeiter an den Leitungsgremien der Syndikate beteiligt werden. Dagegen wandten sich die Kapitaleigentümer mit Erfolg. Die unterschiedlichen Erwartungen einer neuen Wirtschaftsordnung hatten sich nicht erfüllt. Gleichzeitig blieben die Kartelle dominante Organisationsform auf den Märkten während der Zeit der Weimarer Republik.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden die Kartellorganisationen der staatlichen Kontrolle unterstellt und zu Instrumenten der Wirtschaftspolitik des Dritten Reiches umfunktioniert. Die Auflösung der Kartelle in Deutschland war Gegenstand des Potsdamer Abkommens der Siegermächte.

Die entscheidenden Beiträge zur ökonomischen Analyse der unvollkommenen Konkurrenz kamen aus dem anglo-amerikanischen Bereich (Chamberlin 1933, Joan Robinson 1933). Ein Begriffsschema zum Verständnis des Formwandels der Konkurrenz durch Vordringen von Großunternehmung und Kartell entwarf Werner Sombart mit seiner Unterscheidung zwischen „Leistungskonkurrenz“, „Suggestionskonkurrenz“ und „Gewaltkonkurrenz“. In dem von Sombart so genannten „Spätkapitalismus“ tritt die die Suggestionskonkurrenz zunehmend an die Stelle der vor allem als Preiswettbewerb geführten Leistungskonkurrenz – diese aus der Historie gewonnene Erkenntnis ist komplementär zum Ergebnis der theoretischen Untersuchungen Chamberlins, dass bei monopolistischer Konkurrenz die Aufwendungen für Verkauf und Vertrieb einen zunehmenden Teil des Endverkaufspreises ausmachen.

Heinrich von Stackelbergs Buch „Marktform und Gleichgewicht“ (1934) steht als Werk der „reinen Theorie“ schroff im Gegensatz zur Historischen Schule. Stackelberg erklärte den Hang zur Kartellbildung mit der mangelnden Determiniertheit oligopolistischer Märkte, welche die Anbieter dazu veranlasst, Bündnisse zu schließen.

Der Umschwung in der Haltung gegenüber der Konkurrenz in der Wirtschaftspolitik Deutschlands kam auf faktischer Ebene mit der Aufhebung der Kartelle durch die Besatzungsmächte, auf theoretischer Ebene durch

die Freiburger Schule. Marktform und Geldverfassung waren die Grundelemente der Sozialen Marktwirtschaft, deren Gestaltung „nicht sich selbst überlassen werden kann“, sondern aktiv vom Staat betrieben werden muss (Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik). Die konkreten Maßnahmen der Wettbewerbspolitik in der späteren Praxis der Bundesrepublik Deutschland entwickelten sich jedoch weitgehend verschieden von den Vorstellungen Euckens.

Katrin Hirte: Johannes Kepler Universität Linz, Institut für die Gesamtanalyse der Wirtschaft

Märkte und die Anerkennung von Arbeit – schlechte und ungleiche Bezahlung als nur eine geschlechterspezifische Frage? Ein erkenntnistheoretischer Zugang zur Frage der schlechten Bezahlung bestimmter Tätigkeiten

Frauen werden schlechter bezahlt und seltener befördert als Männer und das trotz gleicher Arbeit. Dieses Problem der nicht gleichen Bezahlung gleicher Arbeit potenziert sich noch durch ungleiche Männer- und Frauenanteile in den verschiedenen Berufsgruppen: In schlecht bezahlten Berufen ist der Anteil von Frauen besonders hoch.

Diese schlecht bezahlten Berufsgruppen korrelieren zudem aber nicht ausschließlich mit der ökonomischen Erklärung der Humankapitalbildung, nach der hochqualifizierte Tätigkeiten besser bezahlt werden als gering qualifizierte. Denn bestimmte Berufsgruppen (z. B. Dienstleister) sind höher qualifiziert, aber schlechter bezahlt als geringere qualifiziertere Berufsgruppen (z. B. Handwerker).

Daher soll im nachstehenden Beitrag der Frage nachgegangen werden, warum in bestimmten Berufsgruppen die dort Beschäftigten schlechter bezahlt werden und dies mit einem erkenntnistheoretischen Zugang. Kernthese dabei ist, dass neben bekannten und diskutierten ökonomischen Faktoren (wie Humankapitalbildung) sowie genderspezifischen Faktoren (wie Machtkonstellationen, Unterpräsenz von Frauen in Führungspositionen usw.) tiefer liegende Denk- und Anerkennungsmuster existieren, die mit erklären, warum die ungleiche Anerkennung von Arbeit durch Jahrhunderte mit einer bestimmten Grundstruktur durchreproduziert wurde und wird.

Walter Otto Ötsch: Johannes Kepler Universität Linz, Institut für die Gesamtanalyse der Wirtschaft

„Der“ Markt. Genese und Wirkungsweise eines vieldeutigen Begriffs

In den Lehrbüchern der Mikroökonomie ist von „dem“ Markt die Rede, gekennzeichnet durch seine „unsichtbare Hand.“ Er wird meist wie ein handelndes Subjekt beschrieben (das z.B. wie in Mankiw's „Volkswirtschaftslehre“, bei einer Aufgabe „scheitern“ kann) und „dem“ Staat oder „der“ Politik kontrastierend und bewertend gegenübergestellt. Dieses Konzept ist institutionell nicht definiert und wird als Grundgedanke der Wirtschaft in vielen Anwendungen und Bedeutungen (deskriptiv, realistisch und zugleich normativ) verwendet (z.B. ist im erwähnten Lehrbuch von Mankiw fast 100mal das Angebots-Nachfrage-Diagramm zu finden; in keinem Fall wird diskutiert, ob dies institutionell zulässig ist). Die Redeweise von „dem“ Markt ist ungemein populär und auch in vielen Alltagsdiskursen zu finden. Sie stammt nicht von den Begründern der Neoklassik, weder in ihrer topologischen (wie bei Debreu) noch in ihrer ursprünglichen Version (bei Jevons und Walras), sondern stellt eine Rhetorik dar, die erst später der Neoklassik beigelegt wurde.

Die Verwendung des Begriffes von „dem“ Markt in einer dualen und personifizierenden Weise ist im 19. Jahrhundert nicht zu finden, auch nicht bei Adam Smith. Smiths Grundkategorien (z.B. sein Bild vom Menschen, der Gesellschaft oder von Preisen und seine Sichtweise von Marktprozessen) widersprechen der gängigen Lehrbuchdeutung der „unsichtbaren Hand“. Eine Terminologie von „dem“ Markt in den erwähnten Bedeutung ist erstmals in entwickelter Weise zeitgleich bei Mises und Hayek sowie bei den Ordoliberalen zu finden, sie scheint via der *Chicago School of Economics* die modernen Lehrbücher beeinflusst zu haben. Mises und Hayek gehen immer von einem dualen Bild von Ordnungen aus, z.B. wird bei Mises „der behinderte Markt“ einen „nicht behinderten“ bzw. „freien“ Markt gegenübergestellt, aus dieser Konstellation wird die Geschichte der Wirtschaft und ihrer Probleme analysiert. „Der“ Markt wird dabei einem logischen Gegenteil (wie z.B. einem „totalitären“, „interventionistischen“ oder „gelenktem“ System) gegenübergestellt, ich spreche für letztere von einem „Nicht-Markt“. Ähnlich verfahren auch die Ordoliberalen: die Entscheidungen für die Ordnung der Wirtschaft werden (z.B. dem komplexen Marktformenkatalog von Eucken zum Trotz) letztlich immer auf zwei reduziert. (Es wird keine Theorie der Funktionsweise von Wirtschaftsordnungen entwickelt, sondern die Ordnungstheorie legt das Fundament für die Rechtfertigung der „freien Verkehrswirtschaft“).

Die Dualität von „Markt“ und „Nicht-Markt“ hat gravierende Bedeutung für die Selbsteinschätzung von ÖkonomInnen und ihrer gesellschaftlichen Rolle. Sie fundiert ein aktivistisches und genuin „politökonomisches“ Verständnis von Wirtschaftstheorie, das (verbunden mit einem Konzept von „Elite“ und „Masse“) letztlich auf eine Umgestaltung der Gesellschaft hinausläuft. Dieses Programm manifestiert sich in den Netzwerken, die Hayek und die Ordoliberalen gemeinsam mit der Chicago-Schule (vor allem mit Henry Simon) in der Zwischenkriegszeit geknüpft haben. Es stellt auch das gemeinsame Element der vielen Schulen der Wirtschaftstheorie dar, die sich in der *Mont Pèlerin Society* 1947 sammelten und als Elitenetzwerk versuchten, den Einfluss des Keynesianismus zurückzudrängen. Die Bedeutung dieser Netzwerke soll für die deutsche Nationalökonomie nach 1945 anhand eigener empirischer Analysen demonstriert werden. Die hier belegten Befunde legen es nahe, die Begriffsgeschichte, die Theoriegeschichte und die Wirtschaftsgeschichte in enger Wechselwirkung zu verstehen und dabei sowohl in der Geschichte der deutschen Nationalökonomie als auch des deutschen Wirtschaftssystems die Bedeutung „marktradikaler“ Netzwerke zu betonen.

Hanno Pahl: Universität Luzern, Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Soziologisches Seminar

„A little apparatus called IS/LM“ – Markt und Staat und die Steuerungsvisionen des hydraulischen Keynesianismus

Just see what Hicks and Hansen did with Keynes's elaborate analysis. Keynes needed an entire book to get his point across. Hicks and Hansen needed only a few pages and got it all in one diagram.

(Klamer, Arjo (2007): *Speaking of economics. How to get in the conversation.* Milton Park, Abingdon, Oxon, „New York: Routledge: 142)

Keynes' *General Theory* gilt als Geburtsstunde der Makroökonomie. Zugleich ist bekannt, dass jene *Keynesian Economics*, die in der Nachkriegszeit – bis mindestens in die späten 1960er Jahre hinein – die Wirtschaftspolitik zahlreicher westlicher Industriestaaten beeinflusst haben, mit dem Oeuvre von Keynes nicht identisch waren. Begriffe wie „neoklassische Synthese“ (Samuelson), „hydraulischer Keynesianismus“ (Coddington) oder „Bastardkeynesianismus“ (Robinson) bringen diesen Sachverhalt in unterschiedlicher Weise und mit divergierender Wertung zum Ausdruck: Keynes' Theorie, originär ein Amalgam aus komplexen, manchmal mehrdeutigen, verbalen Theoriebausteinen und einigen Formeln und Modellen, das zu vielen Interpretationen und Lesarten herausgefordert hat, wurde durch die Integration in ein Walrasianisches Theorieraster gleichermaßen domestiziert wie vereindeutigt. Mein Referat verbindet die Perspektiven 1 (historischer Fokus) und 4 (Performativität) des Calls miteinander und interessiert sich für jene epistemologischen Faktoren der *Keynesian Economics*, die ihren (zeitweisen) Aufstieg zu einer Regierungslehre ermöglicht haben. Parallel dazu interessiert der spezifische Beitrag, den der Mainstream-Keynesianismus für die Stabilisierung der Vorstellung von Wirtschaft als autonomer Marktsphäre geleistet hat.

Für die allgemeinen Wandlungsprozesse der Wirtschaftswissenschaften in der Zwischenkriegszeit hat Fourcade (1) ein neuartiges Verständnis des ökonomischen Objektbereichs als bestimmend festgestellt: „The economy had been turned into a 'thing' whose behavior could be described (through national accounts), modeled into equations, tested, predicted, and acted upon“. Was sich hier zunächst auf die „Verkopplung“ von Gleichgewichtstheorie, Ökonometrie und Volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung bezogen hat, lässt sich auch auf die Integration der Keynesschen Theorie beziehen, um nach der Genese des spezifisch Keynesianischen Regimes von *Governability* zu fragen: Wie konnte die Vorstellung entstehen und gefestigt werden, wonach es sich bei „Wirtschaft“ einerseits um eine eigenlogisch operierende Sphäre handelt („Markt“), in die zugleich aber staatlicherseits qua Kontextsteuerung (Geldpolitik, Fiskalpolitik) zielorientiert und optimierend eingegriffen werden konnte?

- (1) Fourcade, Marion (2009): *Economists and societies. Discipline and profession in the United States, Britain, and France, 1890s to 1990s.* Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.

Ralf Ptak: Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät

Die wirtschaftspolitische Konzeption der Sozialen Marktwirtschaft – Genese und Bedeutung heute

Wenn in Deutschland über Wirtschafts- und Sozialpolitik gesprochen wird, geht kein Weg an der Sozialen Marktwirtschaft vorbei. Sie steht gleichermaßen für den wirtschaftlichen Erfolg in der Nachkriegszeit wie für das vermeintlich Unmögliche: Der Marktwirtschaft eine soziale Dimension zu verleihen und damit wirtschaftliche Effizienz mit gesellschaftlichem Zusammenhalt zu verknüpfen. Vor diesem Hintergrund ist der Begriff der Sozialen Marktwirtschaft – unabhängig von der theoretischen Substanz seiner Kernbotschaft – ein identitätsstiftendes Fahnenwort geworden, das unterschiedlichste politische Kräfte und gesellschaftliche Interessengruppen für sich zu nutzen suchen.

In der wissenschaftlichen Analyse müssen drei mögliche inhaltliche Zugänge unterschieden und beachtet werden. *Erstens* kann man die Idee einer mit sozialen Zielen verbundenen Marktwirtschaft als einen wirtschaftshistorischen Epochenbegriff kennzeichnen, der heterogene Strömungen marktwirtschaftlicher Reformpolitik seit den 1920er Jahren zusammenfasst. *Zweitens* bezeichnet die Soziale Marktwirtschaft eine spezifische wirtschafts- und dem Anspruch nach auch gesellschaftspolitische Konzeption des deutschen Neoliberalismus nach 1945, die in der Gründungsphase der Bundesrepublik zum Leitbild der Wirtschaftspolitik wurde, dann aber in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre sukzessive an Einfluss verlor. Und *drittens* steht die Soziale Marktwirtschaft für eine Umschreibung der realen Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Bundesrepublik, die seit der Doppelreform vom Juni 1948 (Währungsreform und Leitsatzgesetz mit Preisfreigabe) praktiziert und später mit der Zuschreibung „Wunder“ belegt wurde.

Auch wenn dies von politischen Akteuren immer wieder anders formuliert wird, bietet die Soziale Marktwirtschaft im engeren konzeptionellen Sinne letztlich kaum wirtschaftspolitische Substanz und Orientierung. Das zeigt sich insbesondere bei der vagen Unterscheidung zwischen marktkonformen und -inkoformen Interventionen und der engen Fixierung auf Ordnungspolitik. Damit stellt sich die Frage, ob die Soziale Marktwirtschaft endgültig zu einem rein historischen und ideologischen Begriff verkommt oder möglicherweise die Folie für die Debatte um einen neuen Gesellschaftsvertrag einer post-neoliberalen Agenda werden kann.

Stephan Pühringer: Johannes Kepler Universität Linz, Institut für die Gesamtanalyse der Wirtschaft

„Der Markt als Richter“. Marktdisziplin und Austeritätspolitik

Nach mittlerweile fast sechs Jahren befindet sich Europa in einer massiven und tiefgreifenden Wirtschaftskrise, die sich vor allem auf den Arbeitsmärkten als persistent erweist und soziale Disparitäten auf nationaler, vor allem aber auch EU-weiter Ebene forciert. Als unmittelbare Reaktion auf die Krise, die durch eine Hochphase neoliberaler Wirtschaftspolitik mit Deregulierungen, Finanzialisierungen, Abbau von Kontrollinstanzen und Ökonomisierung sozialer Leistungen mitverursacht wurde, kam es zu einer kurzen Phase der Kritik an zentralen neoliberalen Dogmen wie etwa den Selbstheilungskräften der Märkte. Für kurze Zeit schien Politik die Deutungs- und vor allem Handlungsmacht über die Wirtschaft wieder erlangen zu können. Dass die Krise gerade auf den wenig regulierten Finanzmärkten ausbrach schien zusätzlich Evidenz dafür zu liefern, dass die durch massives Lobbying der Finanzindustrie propagierte Losung der „Freiheit für die Märkte“ in Misskredit geraten werde.

In diesem Beitrag wird anhand von Reden und Ansprachen der deutschen Kanzlerin Angela Merkel im Zeitraum von 2008 bis 2014 der Frage nachgegangen, in welchen Argumentationsmustern und -zusammenhängen unterschiedliche Narrative von „Märkten“ verhandelt werden. Inwieweit werden „Märkte“ assoziativ mit der Krise in Zusammenhang gebracht und welche Rolle spielen „Märkte“ sowie die Referenz auf „freie Marktkräfte“ oder die „Marktordnung“ die der Auseinandersetzung und Begründung der deutschen bzw. europäischen Krisenpolitik.

Friedrun Quaas: Universität Leipzig, Institut für Öffentliche Finanzen und Public Management

Die schleichende Dekonstruktion der Sozialen Marktwirtschaft zum neoliberalen Projekt

Soziale Marktwirtschaft ist eines jener Phänomene, die hinter ihrer wohlklingenden, aber dennoch schwer fassbaren Bezeichnung einen scheinbar großen begrifflichen Interpretationsspielraum eröffnen. Dieser Eindruck wird durch die Spannbreite der in den vergangenen Jahrzehnten veröffentlichten Literatur zu diesem Gegenstand noch vertieft. Er verführt die Vertreter unterschiedlicher Positionen zu dem Versuch, Deutungshoheiten ihrer jeweiligen Interpretation auszuloten und argumentativ möglichst verbindlich zu machen. Sowohl von echten Feinden als auch von falschen Freunden der Sozialen Marktwirtschaft wird beispielsweise eine Interpretation favorisiert, die in Bezug auf den Kerngehalt des Konzepts schiefelastig ist und den liberalen Wert der Freiheit (des Marktes) gegen den Wert der sozialen Gerechtigkeit ausspielt. Diese schleichende Dekonstruktion der Sozialen Marktwirtschaft in Richtung Neoliberalismus ist ein unverkennbares Indiz der konzeptionellen Verfremdung und Begriffsverschiebung. Das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft hebt sich zwar inhaltlich klar vom Neoliberalismus und seinen Spielarten ab, wird jedoch zum leichten Opfer mangelhafter Beachtung seiner inneren Zusammenhänge, Begrifflichkeit, Aussagen und Empfehlungen. Wie auch immer motivierte Fehlinterpretationen setzen sich in der praktischen Anwendung fort und bleiben für die im Namen der Sozialen Marktwirtschaft verantworteten Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik nicht ohne Konsequenzen.

Joshua Rahtz: University of California, Los Angeles, Department of History

Provincial Designs: the Ordoliberal Critique of Economies of Scale

The German school of economics known as ordoliberalism, well-known for its theory of the economic constitutional state, also developed a critical analysis of international trade in the period after the Second World War. In this latter theory, most highly developed by Wilhelm Röpke, the model of regional economies coordinated within a decentralized, federated political system emerged in plain opposition to the reality of Germany's export-led boom. First among the concerns articulated by Röpke was the danger of excessive trade surpluses under a regime of production for export. In its place, Röpke imagined a provincialized world of balanced exchange among small zones of highly specialized producers. This paper will examine the sources of Röpke's provincial design, as well as its political meaning. I will conclude with some commentary on the manner in which this model has been rehabilitated in the recent years by Lars Feld, the president of the Walter Eucken Institut, who is a member of Angela Merkel's Council of Economic Experts.

Florian Rommel: Cusanus Hochschule in Gründung

Ökonomische Theorie und Rechnungswesen: Wie Marktfakten konstituiert werden.

In meiner Arbeit untersuche ich die Rolle der ökonomischen Theorie, bei der Schaffung der eigenen Fakten, durch Einfluss auf Institutionalisierung und Standardisierung im Rechnungswesen.

Aufgabe sogenannter "positiver" ökonomischer Theorie ist es "rein deskriptiv" wirtschaftliche Tatsachen zu beschreiben. Voraussetzung dafür ist jedoch deren Erfassung durch im Rechnungswesen organisierte Rechenformen. Ökonomische Theorie gründet sich also einerseits auf eine aus dem Rechnungswesen stammende Metaphorik (Mc Closkey), andererseits nimmt sie Einfluss auf die Art wie wirtschaftliche Fakten aus dem Rechnungswesen hervorgehen.

Ausgehend von der These, dass das Rechnungswesen ökonomische Tatsachen selbst, nicht einfach abbildet sondern im mimetischen Prozess hervorbringt, möchte ich zwei Implikationen entwickeln.

Einerseits soll exemplarisch an der Einführung der „International Financial Reporting Standards“ gezeigt werden, wie ökonomische Theorie unreflektiert Einfluss auf die Generation der eigenen empirischen Datengenerierung nimmt.

Andererseits soll beschrieben werden, wie über den Einfluss auf Standards des Rechnungswesens Wirklichkeit konstituiert wird die in einer Vielzahl von Lebensbereichen handlungsleitend werden.

Mit dem Beitrag möchte ich helfen zu zeigen wie der Mythos Markt lebendig wird.

Jan Sparsam: Friedrich-Schiller-Universität Jena, KollegforscherInnengruppe "Postwachstumsgesellschaften"

Die Marktsoziologie der Neuen Wirtschaftssoziologie – Diskrepanzen zwischen Anspruch und Umsetzung

Der Erfolg der Neuen Wirtschaftssoziologie – und der Marktsoziologie im Speziellen – wird gemeinhin an ihrer empirischen Leistungsfähigkeit gemessen: Ihr analytischer Vorteil gegenüber wirtschaftswissenschaftlichen Modellen liege hauptsächlich darin, dass sie realistischer bzw. gegenstandsadäquater zeigen könne, welche sozialen Bedingungen in der (sozial-)ökonomischen Wirklichkeit ursächlichen Einfluss auf die Entstehung und Gestaltung wirtschaftlicher Phänomene und Prozesse haben. Es gibt allerdings nur wenige Ansätze, die versuchen, diesen Vorteil theoretisch exakter zu begründen. Vier der bekanntesten sind die marktsoziologischen Theorievorschläge von Mark S. Granovetter, Harrison C. White, Neil Fligstein und Jens Beckert.

Der geplante Beitrag soll auf die Grundlagen dieser vier Ansätze eingehen sowie ihre konzeptionellen Probleme herauschälen und behandelt deshalb hauptsächlich ihren theoretischen Gehalt. In der Kritik und Theorieentwicklung der Neuen Wirtschaftssoziologie wird in der Regel beharrlich die Berücksichtigung weiterer Dimensionen des Sozialen eingefordert, wie etwa der Politik oder der Kultur. Wie allerdings anhand einer Rekonstruktion und immanenten Kritik zentraler Theoreme der vier Ansätze gezeigt werden kann, liegen ihre schwerwiegendsten Defizite jedoch nicht darin, dass sie noch immer nicht sämtliche relevanten sozialen Dimensionen der Wirtschaft oder ‚des Marktes‘ hinreichend erfasst haben. Auch wenn eine solche Kritik ihre Berechtigung hat, lässt sich ein noch schwerwiegenderes Desiderat aufzeigen: keiner der oben genannten vier Ansätze ist dazu in der Lage, ökonomische Sachverhalte *als* soziale Sachverhalte zu konzipieren. Diesen Theorien fehlt – so verblüffend und paradox es sich anhören mag – ein soziologischer *Begriff* von Wirtschaft bzw. ‚Wirtschaftlichkeit‘. Spezifische Qualitäten ökonomischer Sachverhalte nehmen sie lediglich in reifizierender Weise in ihren Begründungszusammenhang auf, ohne deren Existenz, Genese und Funktionsweise unter soziologischen Gesichtspunkten als begründungsbedürftig aufzufassen. Die Folgen sind kategoriale Leerstellen, Aporien, Tautologien, das ‚Wegdefinieren‘ spezifischer Phänomene und

Zusammenhänge, Ursache-Wirkungs-Verkehrungen sowie objektivistische Beschreibungen von Problemen und Phänomenen, die eigentlich einer Explanatation oder Ergründung ihrer sozialen ‚Natur‘ bedürfen. Alle diese Defizite lassen sich an spezifischen Theoriefiguren der vier Ansätze nachweisen:

Mark Granovetter hat bereits in den 1980er Jahren die Forderung gestellt, ökonomisches Handeln als in soziale Strukturen eingebettet zu betrachten und seine Perspektive später um institutionentheoretische Überlegungen erweitert. Seine Unterscheidung zwischen ökonomischen und sozialen Motiven in Verbindung mit seiner formalen Definition von ‚wirtschaftlich‘ führt dazu, dass er keine soziologische Erklärung für die substantiellen Ziele ökonomischen Handelns leistet. Whites Theorie der Marktinterfaces – eingefasst in eine konstruktivistische Netzwerktheorie – ist letzten Endes keine soziologische Konstitutionstheorie der modernen Wirtschaft, sondern lediglich eine Taxonomie äußerlich aufgegriffener ökonomischer Formen und Kulturen, deren Zusammenhang ungeklärt bleibt. Fligstein hat als erster den Staat als Marktakteur stark gemacht und auf die kulturelle Konstruktion von Märkten hingewiesen. Seine politisch-kulturelle Marktsoziologie leidet jedoch daran, dass er immer schon substantiell definierte ökonomische Ziele und Motive voraussetzen muss, diese aber weder als Kultur noch als Handlungsmotivation erklären kann. Beckert steht mit seiner Variante einer neopragmatistischen Marktsoziologie der wirtschaftswissenschaftlichen Neoklassik begrifflich am nächsten, obwohl er sich rhetorisch am stärksten von von ihr abgrenzt, was sich hauptsächlich an seiner Handlungs- und seiner Werttheorie zeigen lässt.

Der geplante Vortrag soll, neben einem Überblick über den Aufbau und die Besonderheiten der zeitgenössischen Marktsoziologie, diese Thesen durch die Rekonstruktion zentraler Begriffe und Zusammenhangsbehauptungen der Ansätze belegen. Es wird gezeigt, welche Qualitäten moderner Ökonomien sie reifizieren und wo dementsprechend ihre konstitutionstheoretischen Grenzen liegen. Der Beitrag baut auf den zentralen Ergebnissen meiner Dissertation „Wirtschaft in der New Economic Sociology. Eine Systematisierung und Kritik“ (2013, Universität Bremen) auf.

Ulrich Thielemann: Denkfabrik für Wirtschaftsethik Berlin

Markt als Prinzip, als Instrument oder als gesellschaftliches Interaktionsfeld neben anderen? Die Idee der Einbettung und Begrenzung des Wettbewerbs

Das Zeitalter des „Markttriumalismus“ (Michael Sandel), der Marktgläubigkeit, der Hegemonie des Neoliberalismus, kurzum: des Ökonomismus ist mit der gesellschaftlichen Eruption der 2008er Finanzkrise zwar nicht zu Ende gegangen. Doch immerhin stellt man sich seit dem nicht mehr ins Abseits, wenn man dem in den Rang eines Prinzips erhobenen Marktdenken, welches innerhalb der Wirtschaftswissenschaften kultiviert und mit akademischen Weihen ausgestattet wurde, eine Absage erteilt. Doch was soll an die Stelle des Marktprinzips treten?

Verbreitet ist die sich ökonomismuskritisch wöhnende Auffassung, der Markt sei nicht „als Zweck“ zu fassen, sondern „als Mittel“; er sei „in den Dienst“ der „Wünsche der Gesellschaft“ oder bestimmter politischer Vorgaben zu stellen. Da der Markt zweifelsohne der sozialen und nicht der natürlichen Welt angehört, drängt sich die Frage auf: Wer macht hier wen zum Mittel? Und mit welchem Recht?

Eine alternative Sicht begreift den Marktnexus als gesellschaftliches Interaktionsfeld, in das wir uns setzen oder je nachdem: gesetzt werden. Interaktionsverhältnisse haben gerecht zu sein.

Das besondere Interaktionsfeld, welches wir „Markt“ nennen, ist als solches von einer bestimmten Interaktionslogik geprägt, eben der Marktlogik bzw., in dynamischer Betrachtung, der Logik des Wettbewerbs. Da es nicht möglich ist, über die soziale Welt wertfrei zu sprechen, kommt es aus einer ethisch-expliziten Perspektive darauf an, in ethisch gehaltvollen Begriffen zu klären, wie wir uns durch Markt und Wettbewerb ins Verhältnis setzen.

Erst aus dieser Sicht wird es systematisch möglich, die Problematik des (wettbewerblichen) Marktes selbst zu begreifen. Diese besteht nämlich nicht nur darin, dass die zunehmend reinere Entfaltung der Marktlogik „kolonialisatorisch“ (Jürgen Habermas) auf andere Lebensbereiche übergreift, sondern auch darin, dass die empirische Marktinteraktion selbst zunehmend ökonomisiert und lebensweltlich entbettet wird.

Wie viel von dieser Marktlogik innerhalb und außerhalb des Marktes wollen wir, und wie viel dürfen andere, die mehr davon wollen, dem Rest aufbürden? Diese programmatisch-politische Frage nicht nur nach Abschottung, sondern auch nach der Begrenzung der Logik von Markt und Wettbewerb stellt sich erst aus einer ethisch-integrativen Sicht auf das Wirtschaften.

Sebastian Thieme: Universität Hamburg, Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien

Selbsterhaltung im „Markt“ als Wettbewerb? Subsistenzethische Perspektive zum Sozialstaat, Mindestlohn und Wettbewerb

In der vorherrschenden Ökonomik wird das Wirtschaften üblicherweise auf DEN MARKT verkürzt und dieser dann ausschließlich dem Paradigma des Wettbewerbs unterstellt. Die simple Notwendigkeit zur Selbsterhaltung der am Wirtschaften beteiligten Akteure gerät dabei zur Randnotiz. Mehr noch, die Selbsterhaltung (Subsistenz) wird nicht nur ausgeblendet, sondern häufig wirken ökonomische Empfehlungen ihr sogar entgegen. An der Selbsterhaltung spiegeln sich damit besonders anschaulich die Probleme und Widersprüche, mit denen die heutige Ökonomik belastet ist. Denn wie lässt sich ein MARKT überhaupt denken, wenn sich die daran Beteiligten gar nicht erhalten können? Die Selbsterhaltung bietet aber auch Möglichkeiten, das Wirtschaften abseits des Wettbewerbs als (ökonomisch) vernünftig erscheinen zu lassen und darüber hinaus eine Wettbewerbswirtschaft zu humanisieren. Sie zeigt an, welche Mindestbedingungen erfüllt sein müssen, damit das, was gemeinhin als MARKT bezeichnet wird, sowohl wirtschaftlich vernünftig, als auch ethisch akzeptabel (und legitimierbar) sein kann. Um diesen Subsistenzkomplex wird es im vorliegenden Beitrag gehen: Er wird die Themen Sozialstaat und Mindestlohn aufgreifen, um die Widersprüche und Probleme der dominierenden Wirtschaftslehre zu diskutieren und zu zeigen, welche sozial- und wirtschaftspolitischen Konsequenzen mit einem subsistenzethisch fundierten Verständnis von „Wirtschaft“ verbunden sind.

Literatur

- Polany, Karl (1945): Die große Transformation. Die große Transformation, in der Übersetzung von Heinrich Jelinek (1995), dritte Auflage, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Scott, James C. (1976): The Moral Economy of the Peasant. New Haven, London: Yale University Press.
- Shue, Henry (1996): Basic Rights. Zweite Auflage, Princeton und New Jersey: Princeton University Press
- Thieme, Sebastian (2014): Subsistenz, Viabilität und Sozialstaat. Grundzüge einer Subsistenzethik. In: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik. Jg. 15, Heft 2 [im Erscheinen].
- Thieme, Sebastian (2013): Grundeinkommen und Selbsterhaltung. In: Forschungsseminar Politik und Wirtschaft Leipzig [Hrsg./ Ed.]: Booms and Bursts. Marburg, S. 47-81, 2013.
- Thieme, Sebastian (2012): Das Subsistenzrecht – Begriff, ökonomische Traditionen und Konsequenzen. Marburg: Metropolis.
- Thieme, S. (2010): Subsistenz: Geschichte, Bedeutung und Rekonstruktion des Subsistenzbegriffes, in: MPRA Paper, Nr. 24553, Link: <http://mpra.ub.uni-muenchen.de/24553/> [zuletzt abgerufen am: 28.04.2013].

Claus Thomasberger: Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, Fachbereich Wirtschaftswissenschaften

Der Wandel des Marktbegriffs und die Konsequenzen

In den letzten Jahren hat – nicht zuletzt unter dem Eindruck des neoliberalen Denkens – die Vorstellung einer langen, seit Jahrhunderten andauernden Entwicklungslinie von Wirtschaft und Gesellschaft die Oberhand gewonnen (man denke an die jüngsten Veröffentlichungen von Carmen M. Reinhart/Kenneth S. Rogoff; David Graeber, Thomas Piketty). Das war nicht immer so. Den Zeitgenossen erschien die Zwischenkriegsphase als ein Bruch, als eine tiefe Zäsur, in der die Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts ihr Ende fand. Walter Lippmann, Joseph Schumpeter, Friedrich Hayek, John M. Keynes, Karl Polanyi und viele andere waren in den vierziger Jahren davon überzeugt, dass nach dem Krieg eine grundlegend neue Kulturepoche beginnen würde. Wer hat Recht? In welchem Verhältnis stehen Kontinuität und Veränderung?

In meinem Beitrag werde ich die in den letzten beiden Jahrhunderten vorherrschenden Vorstellungen über die Bedeutung des Markts als Ausgangspunkt nehmen. Wenn es richtig ist, dass die Gesellschaft ein Resultat menschlichen Handelns ist und deshalb der institutionelle Wandel durch die herrschenden gesellschaftspolitischen Vorstellungen geprägt wird, so kommt letzteren eine entscheidende Rolle zu. Welche Rolle spielt der Markt im klassischen liberalen Denken von Smith und Ricardo bis hin zu J.S. Mill? Welche bei den Gegenbewegungen? Und welche Rolle spielen Markt und Wettbewerb im heutigen sozialliberalen sowie neoliberalen Denken? Welche Bedeutung kommt dabei dem Glauben an ‚natürliche‘ Normen und Rechte einerseits, der Zweck-Mittel-Logik andererseits zu? Welche Visionen dominieren: Markt als Ort des Austauschs? Markt als Kehrseite der Arbeitsteilung? Markt als Mechanismus der Preisfindung? Oder Markt als Lösungsmethode eines allumfassenden Übersichts- und Koordinationsproblems in modernen, komplexen Gesellschaften? Wie real sind diese Ideen? Und welche Wirkung erzielen sie? In meinem Vortrage werde ich im ersten Schritt versuchen, die unterschiedlichen Vorstellungen über den Markt herauszuarbeiten. Im zweiten Schritt werde ich mich der Frage zuwenden, wie die unterschiedlichen Anschauungen die jeweilige Zivilisation beeinflussen und formen.

Karl Georg Zinn: Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Wiesbaden

Marktmetaphysik und Koordinationspragmatik

Menschheitsgeschichtlich dürften sich aus sporadischem Tauschhandeln Märkte entwickelt haben. Sie erwiesen sich als Koordinationstechnik, die im Laufe der Geschichte und mit kulturellen Unterschieden stets mehr oder weniger staatlich reguliert bzw. instrumentalisiert wurden. Obgleich Marktsysteme als Zivilisationsergebnis zu begreifen sind, findet sich in verschiedenen Hochkulturen (Tempelwirtschaften, bürokratischer Staat des Alten China) gegebenenfalls sehr ausgreifende gesamtwirtschaftliche Planung bis zum weitgehenden Fehlen von marktwirtschaftlicher Allokation (so u. a. im Inkastaat). Historische Dauer und mentale Gewöhnung an Tausch- bzw. Marktwirtschaft als koordinierendes System einzelwirtschaftlichen Handelns sprechen für die (rein) praktische Bewährung von Märkten, begründeten jedoch bis zu Beginn der modernen politischen Ökonomie im 18. Jahrhundert keine Gegensätzlichkeit von Markt und Plan oder Marktmechanismus und staatlicher Regulierung. Erst von der Physiokratie wurde dem *freien* Markt und durch seine Verkuppelung mit der wirtschaftspolitischen Maxime des Laissez-faire eine metaphysische Überhöhung zuteil. Indem zwischen einer (vermeintlich) natürlichen Ordnung (*ordre naturel*) und der empirisch vorhandenen, positiven Ordnung (*ordre positif*) unterschieden wurde, wobei jene als „natürliche“ bezeichnete zugleich als „naturgesetzlich“ suggeriert wurde, fand eine Vertauschung der bloßen Erfindung, der Idee, des Hirngespinnstes eines *vollkommenen* sozialökonomischen Systems mit einer wissenschaftlichen Entdeckung statt.

Damit erhielt das politökonomische Denken eine theologische Färbung - bis heute; und wegen des deistischen Hintergrunds (Smith's Doktrin der prästabilierten Harmonie der freien Marktwirtschaft) handelt es sich um mehr als eine rein metaphorische Charakterisierung. Die Übernahme der künstlichen Gegenüberstellung von natürlicher und positiver Ordnung sowie die ökonomistische Verengung der Freiheitsnorm durch die nationalökonomische Klassik und der Ausbau zu einer Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichts (verdichtet im Sayschen Theorem) brachte eine quasi „theologische Ökonomik“ hervor. Ihr ist die realitätswidrige Vorstellung einer Marktautomatik geschuldet, die endogene Krisen ausschliesse. Die neoklassischen Folgen des marktmetaphysischen Dogmas bestimmen bis heute die zumindest in den westkapitalistischen Volkswirtschaften „herrschende Lehre“ der politischen Ökonomie. Auf diese Grunddogmatik bauen die verschiedenen Versionen wirtschaftsliberaler Ordnungsentwürfe, die in Details durchaus erhebliche Differenzen zeigen- so wie zwischen Ordoliberalismus und angelsächsischem Neoliberalismus. Davon abzugrenzen sind jene pragmatischen Marktwirtschaftsvorstellungen, die von der Keynes'schen Theorie beeinflusst wurden und der klassisch-neoklassischen Gleichgewichtsdogmatik widersprechen. Wie weit das für die spezifisch bundesdeutsche „Soziale Marktwirtschaft“ bzw. „soziale Marktwirtschaft“ gilt, ist umstritten.